

Zeitpunkt ist ...« Sie blickt aus dem Fenster über der Küchenspüle, gegen das der Regen peitscht.

»Ich komme zurecht«, lehne ich ab. »Soll ich Sie wieder ins Dorf fahren?«

»Ach was. Ist nicht weit. Ich bin ohnehin schon nass. Wenn man hier wohnt, gewöhnt man sich dran, das wirst du dann schon merken. Ach ja. Hier habe ich dir ein paar Sachen aufgeschrieben.« Sie nimmt einen Zettel vom Kühlschrank. »Die Ladenöffnungszeiten, meine Telefonnummer, Fährenfahrplan. Wenn du irgendetwas brauchst, ruf an, ja? Oder komm vorbei. Ich kenne jeden auf der Insel. Die Leute hier sind sehr hilfsbereit, also versuch bitte gar nicht erst, irgendwelche großen Möbel allein zu tragen oder so.«

Ich lächle, auch wenn es sicher genauso gequält aussieht, wie es sich anfühlt. Ich glaube nicht daran, dass die Leute hier nett sein werden. Zumindest nicht die, die mit meinem Onkel befreundet waren. Dementsprechend werde ich gar nicht erst einen Gedanken daran verschwenden, die Möbel zu verschieben. Am besten, ich lasse alles so, wie es ist. Mische mich nicht ein. Bloß keine Aufmerksamkeit. »Danke, Ms. Oberg.«

»Ach.« Sie winkt ab, aber ihre Miene verfinstert sich kaum merklich. »Ich bin einfach froh, dass du jetzt hier bist. Wie du schon sagtest ... besser, als wenn es leer steht.« Sie klopf mir im Vorbeigehen auf die Schulter und setzt ihre Kapuze wieder auf. Mit Mühe versucht sie, ihre Locken darunterzukriegen. »Mach's gut, Lavender. Und mein Beileid.«

Ich schlucke schwer und bringe nicht mehr als ein Nicken zustande. Die Bürgermeisterin verlässt das Haus und zieht die Tür hinter sich zu, aber ihre Worte klingen in mir nach, legen sich bleischwer in meine Magengrube.

Mein Beileid. Als hätte nicht jeder auf dieser Insel das mehr verdient als ich.

Ich bin froh, dass du jetzt hier bist.

Besser, als wenn es leer steht.

Ich habe das selbst gesagt. Doch es aus einem fremden Mund zu hören, macht die Worte schmerzhafter. Ich bin hier nicht mehr willkommen, das weiß ich. Egal, wie freundlich Ms. Oberg lächelt, egal, wer meine Möbel rückt. Ich bin es seit zwölf Jahren nicht mehr und werde es nie wieder sein. Dafür habe ich nach dem Unfall selbst gesorgt.

Ich starre Ms. Oberg hinterher. Es ist nichts zu hören bis auf das Tosen des Sturms und das Prasseln des Regens.

Von zwei der Zimmer oben aus kann man den Ozean sehen. Früher habe ich die Fenster immer aufgemacht und mich rausgelehnt, weil ich glaubte, der Wind, der einem dort ins Gesicht schlägt, sei das schönste Gefühl auf der Welt. Jetzt kann ich mir nicht mehr vorstellen, diese Treppe zu erklimmen und die drei Schlafzimmer noch mal zu betreten. Allein in diesem Wohnzimmer zu stehen, kostet mich all meine Kraft.

Ich gehe zum Sofa und ziehe das Laken ab. Die Couch ist dieselbe wie damals. Dunkelrot, in L-Form. An einem Nachmittag habe ich Brad beim Herumalbern versehentlich mit meinem Ellbogen gestoßen, als er gerade ein Glas Kirschsafft in der Hand hatte, und er hat alles vollgetropft. Onkel Jenson hat gescherzt, dass man es dank der Farbe ohnehin nicht sehen könne. Aber der Fleck ist getrocknet und wurde zu einem dunklen Braun, das sich bis heute von dem Stoff abhebt. Ein Beweis, dass ich mal hier war. Etwas, das nicht gemeinsam mit mir verschwunden ist.

Dieser Fleck ist treuer als ich. Und dieses Wissen zerreißt mir das Herz. Erinnerungen drängen in mir an die Oberfläche. Ich lasse mich auf das Polster fallen und schlinge die Arme eng um meinen Körper.

Ich will sie nicht. Ich will nicht hier sein.

Ich will dieses Haus nicht haben, das so voll mit allem ist, was ich zwölf Jahre lang vermieden habe.

Aber was will ich stattdessen? Jetzt, wo Dad mein Leben nicht mehr diktiert, fühle ich mich aufgeschmissen. berfordert. Erst hat er mich ins Internat gezwungen, dann in einen Studiengang, den ich nicht wollte. Was er mir nie beigebracht hat, ist, selbst etwas zu entscheiden. Warum auch? Seine Entscheidungen waren ohnehin die einzig richtigen. Ich wünschte, er würde sich wenigstens melden, und gleichzeitig bin ich wütend auf ihn. Zwei Wochen Funkstille sind es schon, und ich komme mir erbärmlich vor, ihn um Geld gebeten zu haben. Ich will sein verdammtes Geld nicht, weil es schon immer an Bedingungen geknüpft war, die ich eigentlich gar nicht erfüllen wollte. Aber es ist so hart allein ... Ich sacke auf der Couch zur Seite und schließe die Augen. Wenn ich es mir stark genug wünsche, ist das dann alles ein Traum?

Wohl kaum. Die Tränen sind echt. Das Schluchzen auch. Der Schmerz erst recht. Ich rolle mich so klein zusammen, wie es irgendwie geht, und lasse alles über mich hereinbrechen.

Kapitel 2

JONNE

Dieser Sturm ist der schlimmste, den wir im letzten halben Jahr hatten. Ich bin seit zehn Stunden nass, habe drei Sets Wechselklamotten durch und den Wunsch aufgegeben, trocken zu Hause anzukommen. Der Regen hat mittlerweile aufgehört, aber es lohnt sich nicht mehr, sich noch umzuziehen. Die Spätsommertemperaturen machen die Nässe erträglich, und ich bin ohnehin gleich daheim.

Ich betrete *Brenda's*, und die Glocke über der Tür kündigt mich an. Wie so oft sitzt Brenda hinter der Kasse, die Nase in einem ihrer Kreuzworträtsel vergraben. Sie schaut auf und nickt, als sie mich erkennt. Ihr Blick wandert an mir hinab und bleibt dann vorwurfsvoll am Boden zu meinen Füßen hängen, den ich volltropfe. Sie schaut mir wieder ins Gesicht und hebt die Brauen. Ich zucke entschuldigend mit den Schultern.

Brenda rollt mit den Augen und weist in Richtung der Regale. Ein stummes *geh*. Sie hat wohl einen guten Tag. Wenn sie eine ihrer Launen hätte, würde ich es ihr zutrauen, dass sie mich mit dem Besen wieder aus dem Laden scheucht. Und manchmal lege ich es genau darauf an, weil ich weiß, dass es ihr insgeheim Freude bereitet und ihr zumindest ein zufriedenes Schmunzeln aufs Gesicht zaubert. Ich grinse Brenda an, schüttle mich wie ein Hund und verschwinde schnell aus ihrem Sichtfeld. Ihr Lachen folgt mir.

»Unverschämte Kundschaft mit sechs Buchstaben?«, ruft sie.

»Aalton!«, gebe ich zurück.

»Bravo, hast ja doch was im Köpfchen! Bevor ich's vergesse, sag deiner Cousine, dass ihre Horrorbestellung da ist.«

»Oje, hoffentlich vergesse *ich* es nicht«, witzle ich über das Regal hinweg.

»Ich sag ja: unverschämt! Pass auf, *Mr. Aalton*, oder ich hole den Wischmopp!« Sie betont meinen Namen fast spöttisch.

»Willst du nicht lieber erst wischen, wenn ich wieder draußen bin?«

Brenda schnaubt so laut, dass ich es selbst hinten im Laden höre. Lachend trete ich um die nächste Ecke, aber es bleibt mir im Hals stecken, als ich sehe, wer dort vor dem Kühlregal steht. Was macht *sie* denn noch hier? Ich habe nicht damit gerechnet, sie wiederzusehen. Die meisten Tagestouristen reisen am Nachmittag wieder ab und stehen nicht nach Feierabend im Supermarkt.

Die Fremde hat mir den Rücken zugewandt. Ihre lilafarbenen Haare fallen ihr vom Wind zerzaust bis unter die Schulterblätter, und sie trägt einen dunkelblauen Regenmantel mit passenden Gummistiefeln. Ihre Beine sind nackt, ich sehe noch den Saum eines weißen Rocks. Sie wirkt in Gedanken, also räuspere ich mich. Fast schüchtern dreht sie sich zu mir um, und wie schon heute Mittag trifft mich ihr Blick mitten in den Magen. Es liegt eine Niedergeschlagenheit darin, die in mir das sofortige Bedürfnis weckt, sie in den Arm zu nehmen und zu trösten. Ich kann gar nicht erklären, was genau es ist. Sie wirkt aufgelöst, als müsste sie sich mit Mühe zusammenhalten, während die Fassade unaufhörlich bröckelt. Und scheinbar verliert sie den Kampf, denn im Vergleich zu jetzt war sie heute Mittag geradezu freudestrahlend. Ihre blauen Augen sind rot umrandet, als hätte sie geweint, und allein bei der Vorstellung zieht sich etwas in mir schmerzhaft zusammen. Verdammter Beschützerinstinkt. Verdammte Sommersprossen ...

»Du bist ja immer noch hier«, platzt es aus mir heraus. Fuck, das klang echt unhöflich. Ich schiebe ein Schmunzeln hinterher, und ihre Miene hellt sich ein klein wenig auf.

»Und du bist immer noch nass«, kontert sie und lässt ihren Blick über meinen Körper wandern.

Ich muss lachen, und jetzt schleicht sich ein Lächeln auf ihre Lippen. Ich weiß wieder, warum ich heute Mittag so peinlich von vollen Mülleimern erzählt habe. Wenn sie lächelt, brennen in meinem Gehirn irgendwelche Synapsen durch – oder was auch immer da oben so vonstattengeht. Es macht sie unbeschreiblich schön. Und es wischt diesen schwermütigen Ausdruck von ihrem Gesicht, der dort einfach nicht hingehört. »Leider, ja«, bestätige ich. »So schnell trifft man sich wieder. Du hast es also zur Fähre geschafft?«

»Dank dir, ja.«

Ich runzle die Stirn und trete näher an sie heran. Erst in diesem Moment wird mir bewusst, wie spät es ist. Die letzte Fähre zurück ist eben gefahren. »Du bleibst länger?«

Die Fremde nickt.

»Und ich dachte, du wärst eine abenteuerlustige Tagestouristin, die auf Extremwetter steht.«

Sie zögert. »Über das *abenteuerlustig* lässt sich diskutieren. Aber ein Tag reicht sowieso nicht, ich muss mir immerhin dieses ... Knollending anschauen, von dem du so geschwärmt hast. Und den berühmten Mülleimer.«

Dieser gottverdammte Mülleimer. Ich überspiele es mit einem Grinsen. »Du meinst die größte Maserknolle der Welt. Für die Bezeichnung *Knollending* würde man dich in Port McNeill wahrscheinlich mit Fackeln und Mistgabeln jagen.«

Röte stiehlt sich auf ihre hellen Wangen, aber sie hält meinem Blick stand und reckt kaum merklich das Kinn. »Ich brauche wohl wirklich einen Fremdenführer.«

Ich versuche meine Überraschung zu verbergen und scheitere kläglich. Sie geht darauf ein? Damit habe ich nicht gerechnet. Doch ich werde mich nicht beschweren. »Stets zu Diensten«, erwidere ich. »Aber wenn ich ehrlich bin ... den Mülleimer würde ich weglassen.«

»Obwohl er so romantisch ist?«

Ich zwinkere ihr zu. »Es gibt noch ein paar romantischere Orte.«

Ihre Wangen werden dunkelrot. »Du bist der Experte. Ich lasse mich überraschen.« Scherzen wir oder meint sie es ernst? Ich weiß auf jeden Fall, wie *ich* es meine. Und das hier ist eine Steilvorlage für ein Date, oder?

»Morgen dann?«, schlage ich vor. »Das Wetter soll besser werden. Ich habe frei. Um eins geht die Fähre, und wenn wir zurück sind, zeige ich dir die Insel.«

Was tue ich hier eigentlich? Seit wann mache ich mich an Touristinnen ran? Doch sie hat etwas an sich, das mir schon den ganzen Tag nicht aus dem Kopf gegangen ist. Es ist ihr Gesicht. Zumindest ist es das, was ständig vor meinem inneren Auge aufgetaucht ist. Ihr trauriger Blick. In Kontrast dazu ihr Lächeln. Und die Tatsache, dass sie mir bekannt vorkommt. Dabei bin ich mir sicher, sie noch nie gesehen zu haben. Daran würde ich mich erinnern.

Ihre Überraschung ist offensichtlich. Vielleicht hat sie doch nur einen Witz gemacht. Ich rechne schon mit einer Absage, doch ihre Augen beginnen zu strahlen, und ein zaghaftes Lächeln umspielt ihre vollen Lippen. Fuck, sie ist süß. »Dann treffen wir uns an der Fähre?«, fragt sie.

»Zehn vor eins?«

»Klingt gut.«

Wieder kann ich mein Grinsen nicht verbergen. Ich stehe da wie ein verknallter Teenager und himmle sie an. Mein letzter freier Sonntag ist eine Ewigkeit her, und ich wollte den morgigen Tag eigentlich nutzen, um ein paar dringende Sachen von meiner To-do-Liste abzuhaken. Dennoch macht es mich seltsam glücklich, ihn stattdessen mit ihr verbringen zu können.

»Wirst du was Trockenes anziehen?« Sie errötet noch mehr und beißt sich auf die Unterlippe, als hätte sie das nicht sagen wollen. Mein Blick bleibt unweigerlich daran hängen.

»Du verlangst unmögliche Dinge von mir«, raune ich. Sie muss aufhören, so zu lächeln. Es löst einen Sturm in mir aus, der schlimmer ist als das Unwetter draußen.

»Wirst du bei deinem Job oft nass?«, fragt sie verstohlen und wendet sich dem Kühlregal zu. Sie öffnet die Tür und nimmt eine Packung Joghurt heraus. Bevor mein Verstand einschreiten kann, bin ich schon direkt hinter sie getreten und greife an ihr vorbei nach der Butter. Dabei komme ich ihr so nah, dass ich ihr Parfüm riechen kann. Sie duftet nach Vanille und ... Kardamom? Süßlich, ein bisschen nach Herbst. Und sie ist groß für eine Frau, wenn auch ein Stück kleiner als ich. Es gefällt mir, dass wir fast auf Augenhöhe sind. Dass ihr Gesicht so nah an meinem ist.

»Normalerweise nur, wenn ich Ertrinkende aus dem Wasser retten muss«, antworte ich leise.

Sie sieht zu mir hoch, und ich frage mich, auf was für ein Niveau ich hier sinke. Gebe ich ernsthaft mit meiner Rettungsschwimmerausbildung an, um eine Frau zu beeindrucken? Die Leute, denen ich das Leben gerettet habe, kann ich an meinen Fingern abzählen.

»Gerade siehst du eher aus, als wärst du selbst fast ertrunken«, erwidert sie grinsend.